

Flörsheimer Zeitung

(Zugleich Anzeiger

mit einer Unterhaltungs-Beilage in jeder Nummer

Anzeigen kosten die sechsgepostene Zeitzeile oder deren Raum 15 Pfg. —
Reklamen die dreizehngestellte Zeitzeile 40 Pfg. Abonnementspreis
monatlich 25 Pfg., mit Druckerlohn 30 Pfg., durch die Post Mk. 1.20 pro Quartal.



für den Maingau.)

und Samstags das illust. Witzblatt „Sessenblasen“

Erscheint Dienstags, Donnerstags und Samstags. — Druck und Verlag von
Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. M., Karlshafenstraße Nr. 6. —
Für die Redaktion ist verantwortlich: Heinrich Dreisbach, Flörsheim a. Main.

Nummer 99

Samstag, den 23. August 1913.

17. Jahrgang.

Der Verlobte Tag!

Unaufhaltsam rollt das Rad der Zeit dahin. — Solange wir Kinder sind, kommt sie uns gar bedächtig vor, die Zeit und gar oft möchten wir ihr Flügel verleihen, um sie hurtiger und flinker zu machen.

Erinnern wir uns nur der Zeit vor Weihnachten. Wie schneidengleich trochen da die Tage vorüber und von St. Nikolaus bis zum hl. Abend dünkte es uns eine kleine Ewigkeit.

Aber sie ging herum, diese „Ewigkeit“ und mit jedem Jahr, das wir älter geworden, sehen wir mehr und mehr, daß die Zeit gar nicht so schwerfällig ist, wie wir uns als Kinder eingebildet.

Auf der Höhe des Lebens da rollt das Zeitrad in vollem Lauf dahin u. neigen wir uns einft dem Grabe zu, dann geht die letzte Etappe mit rasender Geschwindigkeit. Was hätte wohl gar mancher schon darum gegeben, nur noch ein ganz klein wenig von dieser „langamen Zeit“ seiner Kindheit durchleben zu können. Aber es war spät.

Nehmen wir eine Sanduhr und stülpen diese um, dann werden wir anfänglich kaum die Ver-

minderung des Sandhäufchens gewahr. Je mehr aber dieses in dem unteren Glase zunimmt, desto schneller nimmt es auch im oberen ab. — Der letzte Teil fällt dann jählings nach unten und — die Uhr ist abgelaufen.

Ein Bild unseres Lebens. —

Wieder ist ein Jahr dahin. Wieder rüsten wir uns dem „Verlobten Tag“ zu feiern. Jeden Flörsheimer paßt an diesem Tage die Erinnerung. Er sieht sich selbst wieder als Kind. Gedenkt der Zeit, als Vater und Mutter die Vorbereitungen für den hohen Tag trafen. Gar früh hieß es schon heraus. Da gab es die aus den Eisenbahnlöchern gehaltenen „Elmbäume“ einzuräumen. Vieles zu streuen, zu flaggen und all die sonstigen Vorbereitungen zu treffen.

Wie schaffenseifrig waren wir als Kinder damals, wie lag das Leben so golden und rosig vor uns.

Golden und rosig wie der Verlobte Tag. Und dann: es rollte das Rad der Zeit. Das treue Auge der Mutter wacht nicht mehr, es hat

sich geschlossen zum ewigen Schlummer, auch der Vater ist dahingegangen.

Gar unsanft packt das Leben zu und fordert seinen Tribut. „Mensch wehr dich oder geh unter“, heißt die wenig christliche Parole des heutigen Zeitlaufes. Und so wehrt er sich denn eben, schlecht und recht, wie seine schwachen Kräfte es erlauben.

Dabei wird er kampfes müde und bedarf einer Stunde der Pause und Erholung. Und da ist es immer wieder der „Verlobte Tag“, der neuen Mut und Kraft spendet. Gerade weil unsere Väter so fest an diesem Tag gehangen, ihn so hoch und heilig gehalten, ist er, in Erinnerung dessen, auch für uns ein hoher Feiertag, ein Tag zur Erholung und Stärkung des Geistes. So wollen wir ihn denn auch diesmal wieder würdig begehen und hoffen, daß er uns allen neue Stärke und Schaffensfreudigkeit bringen möge. Wie so oft schon. — Den zahlreichen zum Besuch hier weilenden Flörsheimern aus der Fremde aber sei ein

Herzliches Willkommen in der Heimat!

zugerufen und ihnen folgendes Gedicht gewidmet:

Es kumme un es giehn die Johr.
Wir Mensche giehn und kumme aach
Un manchem wern gebleicht die Hoor
Bon Sorje un von Mieh un Blag.
Gar mancher, der weit weg dut weile
Un dens gewaltig dritt un zwiidt,
Denkt iwwer viele dauwend Meile
Er doch ans liewe Haam zurüdt.
Un kann er am verlobte Tag
Weil zu weit ab, nit selbst ebei,
Dann weilt er, dess iss ohne Frag',
Doch in Gedante aach debei.
Dess gibt em neie Drost un Stärke,
Er sieht sich widder froh un jung
Un zu schon längst verlassnem Werte
Gibts seiner Seel en neie Schwung.
Wers amwer iewens nor tann mache
Un iss nit gar zu weit do drauß
Der zieht sich oo' sei beste Sache

Un fährt der forzerhand noch Haus.
Do dut er met Verwundrung seh',
Nit altert un nit läßt die Zeit,
Na, die dut vielmehr stille steh',
Es altern ewe blos die Zeit.
Dann ju, wie heit den Tag mer feiert
Grad ju wars schon vor viele Jahr,
Die Junge hawwe stets erneiert,
Was einst de Alte heilig war.
Un too Partei un too Geschehe
Kann uns bei dieser Feier steer'n,
An dem Tag, ja, do tann mer sehe,
Dah mer Flörschmer zesamme her'n.
Was an gemeinsam Not die Alte
Ertrage einst hun briederlich
Wir Junge wolles grad ju halte,
Erneiern des Gelöbnis frisch.
Su solls aach fer die Zukunft bleiwe,
Do druff dut jeder Flörsch'mer schwer'n,
Selbst wann nooch sturbewegstie Zeite

Koo Stoo mehr beienanner wer'n.
Su tann merch in de Ukand lese,
Die fast 300 Jahr besteht,
Un immer bleibts, wie's iss gewese,
Bis dah die Welt in Stider geht.

Eich Flörsch'mer amwer, aus de Fern,
Die Ihr su zahlreich heit weilt hier,
Sei der „Verlobte Tag“ ein Stern
Ein Heimatzeichen, ein Panier. —

Darum, Ihr Brüder, hört die Worte
Und macht zur Feier Eich bereit,
Schun flaggt un schmidt mer rings im Orte,
Die Brust geht uff, dess Herz werd weit.
Dess klaanste Haus selbst werd mer schmide,
Wies gröfte, dess iss außer Frag'
Wir halle omol grüße Stide

Uff unseren „Verlobte Tag“.

En Flörschmer.

Amthliches.

Bekanntmachung.

In der hiesigen Gemarkung ist in diesem Jahre die **Mäuse- und Hamsterplage** aufgetreten und hat bereits verhältnismäßig großen Schaden angerichtet. Die Vertilgung, insbesondere der vorherrschenden Mäuse, durch Gift hat sich nicht erfolgreich erwiesen. In der Praxis hat sich zur Ausrottung der Mäuse durch Bohren von Mäuselöchern mit dem sogenannte Mäusebohrer, in den Furchen der Grundstücke am vorteilhaftesten bewährt. Auch läßt sich der junge Nachwuchs der Mäuse beim Stürzen der Stoppeläcker leicht vertilgen.

Die Landwirte werden daher im eigenen wie im allgemeinen Interesse, die Stoppeläcker ungesäumt umstülpen und nicht etwa bis zum Spätherbst liegen lassen, auf daß die schädlichen Nagetiere hier einen günstigen Unterschlupf behalten und die Brut sich ungestört entwickeln kann. Die Grundbesitzer und Pächter werden dringend ersucht baldigst ausnahmslos bei der Vertilgung der Mäuse in unserer Gemarkung in der angegebenen Weise mitzuwirken, um die nächstjährige Ernte nicht den sich ungemein schnell vermehrenden gefräßigen Nagetieren überlassen zu müssen.

Zur Zeit sind Gemeindeglieder damit beschäftigt, die Hamster durch Einführung von giftigen Gasen in die Hamsterbaue zu töten.

Flörsheim, den 22. August 1913.

Der Bürgermeister: La u. d.

Notales und von Nah u. Fern.

Flörsheim, den 23. August 1913.

a Mäuse und Hamster. Auf die Bekanntmachung im amtlichen Teil dieser Ausgabe, in welcher die Besitzer und Bewirtschafter von Grundstücken in unserer Gemarkung zur einmütigen Vertilgung der überhandnehmenden Feldmäuse ersucht werden, gestatten wir uns noch besonders hinzuweisen. Von einem hiesigen Landwirt erfahren wir, daß er mit dem in der Bekanntmachung erwähnten Mäusebohrer in einer halben Stunde über 100 Mäuse gefangen hatte. Wenn die Landwirte also gleichzeitig und ohne Ausnahme in der ganzen Gemarkung den Mäusen zu Leibe rücken wird schon unter dem schädlichen Viehzeug gründlich aufgeräumt werden. Diese Arbeit durch die Gemeinde zu übernehmen ist mit Rücksicht auf die großen Kosten und die benötigte hohe Anzahl von Arbeitern nicht angängig. Die Gemeindevorwaltung läßt zur Zeit giftige Gase mit einem hierzu besonders konstruierten Apparat in die Löcher der Hamsterbaue einpumpen, unmittelbar nachher die Löcher zutreten und die in dem Bau befindlichen Hamster nebst Brut werden betäubt und gehen ein, weil die Gase nicht abziehen können.

a Rath. Jünglingsverein. Am „Verlobten Tag“ gehen die Mitglieder zur hl. Kommunion. Es ist Ehrensache eines jeden Vereinsmitgliedes sich an d. Generalkommunion zu beteiligen. Wer aber absolut verhindert ist, am „Verlobten Tag“ zu kommunizieren, möge am Sonntag die hl. Kommunion empfangen. Natürlich

beteiligt sich der Verein geschlossen an der Prozession. Auch hier ist es Ehrenpflicht eines jeden, sich hier offen als Vereinsmitglied zu bekennen. Die Mitglieder werden gebeten, gleich nach den Amte, sich zu sammeln auf der linken Seite des Turmes, wenn man aus der Kirche kommt. Hier wird auch die Fahne die Mitglieder abholen. Am „Verlobten Tag“ nachm. um 4 Uhr müssen alle Mitglieder sich im „Schützenhof“ einfinden wegen äußerst wichtiger Angelegenheit. Es handelt sich um das Gausest zu Wiesbaden, welches daselbst morgen in 8 Tagen stattfindet. Der Fahrpreis muß schon am Montag in d. kurzen Versammlung abgegeben werden, oder sonst von solchen, welche verhindert die Versammlung zu besuchen, beim Präses abgegeben werden. Der Fahrpreis beträgt 0,60 Mk. hin und zurück. Auch hier mögen die Mitglieder ihre Ehre darin suchen, sich ausnahmslos zu beteiligen. Die Fahrzeit wird noch bekannt gegeben. Die Tagung wird jeden Jüngling interessieren, weshalb ja keiner fernbleiben möge.

a Gefundenes Skelett. Beim Abräumen des Weges am Krankenhaus (Hospitalstraße) wurde in 50 Ctm. Tiefe ein Menschenstelet ausgegraben. Es stammt von einer großen Person und hat man keinerlei Anhaltspunkte dafür, wie es an besagten Ort gekommen ist.

Mitzeit bereit.

Kommt unvermutet dir ins Haus ein Gast,
Und wär' er gar verwöhnt im Speisen —
Wenn du von Raggi's Suppen Vorrat hast,
So wird er deine Küche preisen.
Du erntest Dank von deinen Gästen
Weil rasch du austrägst und vom besten.

Zum Submissionswesen.

In Halle hat dieser Tage bekanntlich der Handwerker-Tag seine diesjährige Zusammenkunft abgehalten. Dabei wurden auch lebhaftest Klagen über das Submissionswesen geführt und behauptet, daß die verschiedenen handwerkerverfreundlichen ministeriellen Erlasse über behördliche Lieferungen von den Beamten zum Schaden der Handwerker nicht beachtet würden. Die auf dem Handwerker-Tag anwesenden Vertreter der Regierung widersprachen energisch dieser Auffassung und wenige Tage später bezeichnete auch die offizielle „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ die in Halle vorgebrachten Beschwerden als unbegründet. Landtagsabgeordneter A. H. A. B. D., der Vorsitzende der Berliner Handwerkskammer nimmt gegen diese halbamtliche Auslassung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ im „Berliner Lokal-Anzeiger“ Stellung und sagt dort u. a.:

„Ich behaupte, daß alle die Erscheinungen, die ja doch den Anstoß zu jenen ministeriellen Verfügungen gaben, noch heute in ungeschwächter Kraft sind. Ich erkläre weiter, daß die Handwerkerschaft nicht gewillt ist, nach berühmten Mustern in das Lager der Radikalen zu flüchten, um von dort aus zum Kampfe gegen Mißstände blasen zu lassen. Wir werden selbst den Stier bei den Hörnern packen, und der Kampf gegen das Submissionswesen soll mit das oberste Lösungswort der Berliner Handwerkskammer werden. Man komme uns nicht mit der Kohalität! Als ob der monarchische Gedanke dadurch geschädigt werden kann, daß Auswüchse, die das rechtshafte Bürgerthum schädigen, beseitigt werden sollen. Ich meine, daß gerade der königstreue Mann eine Bekämpfung des Schlechten und der Schlechten nur freudig begrüßen kann in dem Bewußtsein, im Sinne des das Gute wollenden Herrschers zu handeln. Also wir Handwerker wollen gerade als gute Monarchisten der Rechtshaftheit den ihr gebührenden Platz sichern. Das ist aber beim Submissionswesen trotz des guten Willens der an der Spitze stehenden Männer bisher nicht möglich gewesen. Die ersten Schichten unserer Verwaltung sind über jeden Zweifel erhaben. Aber an anderen Stellen muß es doch steden. Wie ist es sonst möglich, daß mit Leuten Geschäfte abgeschlossen werden, die mehrfach bankrott gemacht haben und deren Firma auf den Namen der Frau geht! In Kassel z. B. erhielt ein Mensch, der achtmal vorbestraft war und zuletzt im Zuchthause gesessen hatte, den Zuschlag. Und da soll die Behauptung nicht berechtigt sein, daß der reelle Handwerker keine Unternehmung findet? Ein Buch ließe sich aus dem uns vorliegenden Material schreiben. Nur aus der allerjüngsten Zeit will ich noch einen Fall erwähnen. Bekanntlich herrscht im Holzgewerbe eine sehr große Arbeitslosigkeit. Nun hatte Spandau 3000 Munitionskisten zu vergeben. Wir bewarben uns von der Handwerkskammer aus um den Auftrag. Aber wir wollten ihn zugleich dazu benutzen, um einmal zuzusehen, wie weit die Dinge gehen. Wir nahmen uns einen Sachverständigen und beauftragten ihn, das Holz und die Nägel und den Arbeitslohn zu berechnen. Es sollte kein Pfennig verdient werden und unser Angebot sollte nur dem Selbstkostenpreis entsprechen. Dennoch erhielten nicht wir, sondern ein anderer den Auftrag. An das Kriegsministerium haben wir vor fünf Wochen uns mit einer Eingabe gewandt, bei der Vergebung der durch die neue Wehrvorlage notwendig gewordenen Arbeiten sich mit uns in Verbindung zu setzen. Bisher wurden wir keiner Antwort gewürdigt. Innerhalb der Verwaltungen selbst macht man sich seine eigenen Gedanken über diese Zustände. Höhere Beamte sind zu mir gekommen, um Rat zu holen, wie hier geholfen werden könne. Sie mußten dann ihre Ohnmacht einsehen und mußten zusehen, wie dem Billigsten die Arbeit zugeschlagen wurde. Unsere Kammer hat im letzten Jahre 30 000 Mark für Unterrichtszwecke ausgegeben, damit die Gehilfen und jüngeren Meister kalküliren lernen. Unter den heutigen Erfahrungen ist das Geld, so weit öffentliche Aufträge in Frage kommen, so gut wie zwecklos verthan. Aber wir Handwerker werden diesen Verhältnissen ein Ende machen. Wir haben den gewiegtesten Kalkulator aus dem Hochbauamt des Berliner Magistrats in unsere Dienste genommen. Er wird alle Submissionen daraufhin nachprüfen, ob es möglich war, zu den Preisen, zu denen der Zuschlag erfolgte, mit reellen Gedanken reelle Arbeit zu liefern. Und wir werden jedem Fall nachgehen und ihn, wenn er uns verdächtig erscheint, der breitesten Öffentlichkeit übergeben. So hoffen wir endlich, dem Handwerk, soweit es sich um Realisations- oder Kommunalbauten handelt,

wenn auch keinen goldenen, so doch einen realen Boden für seine Schaffenskraft zu bereiten.“

Auf diese sehr schweren Vorwürfe des Vorsitzenden der Berliner Handwerkskammer antwortet nun sehr prompt wieder die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, indem sie u. a. schreibt:

„Daß in Einzelfällen der Geist der neuen Anordnungen bei dem einen oder anderen beteiligten Beamten noch nicht durchgedrungen ist, mag zutreffen und wird von uns auch nicht als unmöglich bezeichnet. Unberechtigt aber ist es, diese wenigen Fälle zu verallgemeinern und einer großen Zahl von Beamten, die mit vielem Verständnis und großem Wohlwollen den — im Einzelfall allerdings recht schwierigen — Handwerkschutz ausüben, den Vorwurf der Pflichtwidrigkeit zu machen.“

Zimmerhin wird hier also zugegeben, daß die Klagen des Handwerks nicht ganz unberechtigt sind. Unter diesen Umständen könnte es doch u. E. nicht sonderlich schwer fallen, eine Verständigung herbeizuführen, die beide Teile befriedigt.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

— * Bei der im Reichstagswahlkreis Landshut am 31. August für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Freiherrn von Massen stattfindenden Ergänzungswahl werden die Liberalen von der Aufstellung eines eigenen Kandidaten absehen und bereits im ersten Wahlgang für den bauerntüchtlichen Kandidaten Eisenberg eintreten. — Als Termin für die durch den Tod des Zentrumsabgeordneten Kohl erforderliche Reichstagsersatzwahl in Neumarkt in der Oberpfalz ist der 23. Oktober festgesetzt.

Frankreich und Rußland.

* Die nach Rußland entsandte französische Militärkommission unter Führung des Generalstabschefs, General Joffre, soll, wie der in ihrem Gefolge an den Mannövern teilnehmende Sonderberichterstatter des „Matin“ meldet, einen großen Fortschritt der russischen Armee, sowohl in praktischer wie technischer Hinsicht festgestellt haben. Die Haltung und die Ausdauer der Truppen sei bewundernswert. Die Offiziere hätten gezeigt, daß sie ihrer Aufgabe gewachsen seien. Ueber die Verfassung der Artillerie und den Ausbau des strategischen Bahnnetzes ergibt sich der Berichterstatter des „Matin“ in mißlichen Andeutungen, um, wie er selbst bemerkt, Deutschland und Oesterreich nicht davon in Kenntnis zu setzen. Er kommt jedoch zu folgenden Schlüssen: Man ist in Frankreich allgemein der Ansicht, daß die Mobilisierung und Zusammenziehung der russischen Armee im Kriegsfalle nur sehr langsam vor sich gehen wird. Man hat behauptet, die russische Mobilisierung werde mindestens 20 Tage später als die französische beendet sein. Dadurch werde die deutsche Armee in die Lage versetzt, einen unerwarteten Angriff gegen Frankreich zu unternehmen und sich nach den ersten entscheidenden Siegen an der Ostgrenze mit voller Kraft gegen die Russen zu wenden. Infolge der von Rußland getroffenen Maßnahmen und infolge des Neubaus und teilweise viergleisigen Ausbaus wichtiger Bahnstrecken, sowie dank der besseren Schulung der Offiziere wird die russische Armee bereits im Augenblick der Kriegserklärung mobilisiert sein. Sie kann gleichzeitig, höchstens aber wenige Tage später als die französische Armee schlagfertig dastehen.

Emile Ollivier †.

Emile Ollivier ist, 88 Jahre alt, in St. Germain-lès-Bains in Ober-Savoie gestorben. Seit einem Monat weilte der greise Staatsmann dort zum Sommeraufenthalt. Vor einigen Tagen machte sich unerwartet eine Herzschwäche bemerkbar, der er in früher Morgenstunde in den Armen seiner Gattin erlag.

An den Namen Ollivier knüpfte sich die Erinnerung an den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870. Damals war Ollivier französischer Ministerpräsident. Ein 88jähriger, den man schon früh zu den Toten zählte, die nicht sterben wollten, ist dahin, und sicher wird heute alle Welt sagen, der Mann mit dem „leichten Herzen“ sei gestorben. An Emile Ollivier hat sich eines der tragischsten Schicksale erfüllt, die einen Politiker heimsuchen können: ihn traf nicht nur das Los des politischen Unterlegenen, er konnte sich auch nie wieder von seinem Sturzer erheben, weil seinem Namen der Fluch jener zwei Worte, „leichtes Herz“, nehme er den Aetia auf

sich“ anhaften blieb. Hätte er von „ruhiger Entschlossenheit“ oder „vom guten Gewissen“ gesprochen — eine Deutung, die er 25 Jahre später seinen Worten gab — so hätte ihm Frankreich vielleicht verziehen. Heute aber nennt man ihn allgemein den Sündenbock der Politik Frankreichs, und dies ist das traurigste Urteil, das über einen Politiker gefällt werden kann.

Emile Ollivier wurde am 2. Juli 1825 zu Marseille geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechte und wurde 1847 Advokat in Paris. Nach der Februarrevolution schickte ihn 1848 die republikanische Regierung als Generalkommissar nach Marseille und ernannte ihn gleichzeitig zum Präfekten der Stadt. Aber schon im Januar 1849 kehrte er zu seinem Beruf zurück. 1850 wählte ihn ein Pariser Bezirk in den Gesetzgebenden Körper, wo er der aus fünf Mitgliedern bestehenden Kommission angehörte. 1865 ernannte ihn der Vizepräsident von Vespignen zu seinem juristischen Beirat und Kommissar, infolgedessen er die Advokatur niederlegte. Immer mehr neigte Ollivier der Regierung zu. Er veröffentlichte, um die Möglichkeit eines konstitutionellen Regimes reiches nachzuweisen, eine Broschüre unter dem Titel „Le 19 Janvier“ und ließ im Gesetzgebenden Körper an der Spitze der neuen Mittelpartei der Regierungspolitiker unbedingte Unterstützung angeheben. Nach dem Abtritt des sogenannten interministeriellen Ministeriums Forcade de la Roquette wurde Ollivier am 27. Dezember 1869 mit der Bildung eines homogenen Kabinetts beauftragt, das die Majorität des Gesetzgebenden Körpers vertreten sollte. Dieses Ministerium kam am 2. Januar 1870 definitiv zustande. Ollivier übernahm dann die Justiz und den Kultus und das Präsidium. Unter Ollivier erging die Kriegserklärung an Preußen. In der Sitzung des 9. August 1870 mußte Ollivier mit seinen Kollegen vor einem Mißtrauensvotum der Kammer zurücktreten. Er begab sich nach Italien, kam aber 1872 wieder nach Frankreich zurück. Seit 1870 war Ollivier Mitglied der französischen Akademie. Er veröffentlichte zahlreiche schriftstellerische Arbeiten, vornehmlich juristische.

Nach dem Friedensschluß.

Der Streit um Adrianopel.

Der Konstantinopeler Berichterstatter des „Echo de Paris“ behauptet, italienische Vanten hätten der Türkei mitgeteilt, sie würden jederzeit zur finanziellen Unterstützung der Türkei eine größere Zahl Schatzanweisungen übernehmen. Der Berichterstatter weist darauf hin, daß angesichts der Uneinigkeit der Großmächte an eine Abnahme Adrianopels durch die Türkei nicht zu denken ist und gibt Frankreich den Rat, die seit zwei Monaten in Konstantinopel vorhandene französischfreundliche Stimmung sich nicht verschärfen, sondern weitere Vorteile daraus zu ziehen.

Angst vor den Bulgaren.

Abgeschickte Konsulatstelegramme aus Debarra melden, in der Stadt herrsche große Befürchtung über die Nachricht, daß die bulgarische Armee von Dobrußa aus gegen die türkische Armee vorrücken werde. Unter der muslimanischen Bevölkerung herrsche große Angst, ebenso aber auch unter den zahlreichen Fremden sei eine wilde Panik ausgebrochen; wer es könne, ergreife die Flucht. Die Rumänen bitten um Entsendung von Kriegsschiffen. Hierüber verlautet, daß die Bulgaren erst am 28. August Debarra verlassen und nach Thessalonien aufbrechen werden und zwar in großer Zahl, daß die Besetzung nicht Anlaß zur Verbreitung von falschen Gerüchten wird.

Serbische Meldungen.

Die serbisch-montenegrinische Grenzfrage wurde in letzten serbischen Ministerrat geregelt. Montenegro erhält Dschakowitza und Plewle.

Türkische Meldungen.

Die Pforte wird, wie der „New-York Herald“ meldet, nur dann in eine sofortige Demobilisierung ihrer Truppen einwilligen, wenn Bulgarien vorher den augenblicklichen Besitzstand von Adrianopel und Thrazien als endgültig anerkennt.

In den Krankenhäusern Belgrads.

Aus einem Privatbrief einer deutschen Krankenpflegerin geben wir nachstehende Schilderung aus den Krankenhäusern Belgrads vom 10. August wieder:

Wir haben furchtbare Zeiten durchgemacht. Von dem Pflegepersonal waren alle krank, auch ich lag wegen Überanstrengung mehrere Tage zu Bett, fünf von den

Aus großer Zeit.

Roman von D. Elster.

(Nachdruck nicht gestattet.)

(Fortsetzung.)

23. Kapitel.

Welle-Alliance.

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen, Und das Geschlecht verfluchen, das mich kennt; Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen, Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt. Wer mutig für sein Vaterland gefallen, Der baut sich selbst ein ewig Monument Im treuen Herzen seiner Landesbrüder; Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Die preussische Armee unter dem greisen Feldmarschall Blücher war auf Wavre zurückgeworfen worden und sollte durch den Marschall Grouchy mit fünfzigtausend Mann bewährter Truppen in Schach gehalten werden. Napoleon selbst wandte sich mit seiner Hauptmacht, wohl achtzigtausend Mann, dem englisch-deutschen Heere unter Wellington zu, das er in gewaltigem Ansturm zerschmettern wollte, um siegreich in Brüssel einzuziehen. War die englisch-deutsche Armee und die preussische Armee geschlagen und gesprengt, dann durfte Napoleon hoffen, in Brüssel den Frieden diktieren zu können.

Aber Napoleon kannte nicht die Fähigkeit des Herzogs von Wellington und rechnete nicht mit der stürmischen, jugendfrischen Energie des greisen Marschalls Vorwärts und seiner Preußen.

Die Straße von Brüssel zieht sich durch den großen Wald von Waterloo, hier ein Defilee bildend, das einer geschlagenen Armee zum Verderben gereichen mußte. Warf Napoleon die Engländer und die Deutschen in dieses Defilee, dann waren sie verloren; die französischen Reitergeschwader und Geschosse würden die Armee vernichtet haben.

Vor dem Walde von Waterloo hielt der Herzog von Wellington, umgeben von seinem glänzenden Stabe, Ordremanns-offiziere flogen hierhin und dorthin, die Truppen erhoben sich aus den regemassen Wäldern und rüdten in die befohlenen Stellungen. Den rechten Flügel bildete das Schloß Hougoumont, es wurde von einigen schottischen Regimentern, einigen Bataillonen der Hannoveraner besetzt, als Refugium stand das braunschweigische Korps unter dem Befehle des tapferen Oberst Ziemann. Das Zentrum bei La Haye sainte bildeten die englischen Gardes und die hannoverschen Bataillone; dahinter standen die Nassauer und die Niederländer, den rechten Flügel bei Planchenoit besetzten wiederum Engländer und Hannoveraner.

Die Anhöhen wurden von den englisch-deutschen Batterien gekrönt; hinter den Infanteriereihen hielt die englisch-deutsche und niederländische Reiterei, um sich im gegebenen Moment auf den vordringenden Gegner zu stürzen.

Gegenüber dem Walde von Waterloo, durch eine flache Mulde von der Stellung Wellingtons getrennt, erhoben sich die Anhöhen von Mont St. Jean.

Die Morgensonne zerteilt die feuchten Nebel und bligte auf tausend und aber tausend Bajonetten der französischen Armee, welche unter klingendem Spiel, mit wehenden Fahnen sich in Schlachtordnung setzten. Deutlich konnte man von der englisch-deutschen Stellung aus den Aufmarsch beobachten. Napoleon schien mit Absicht seine ganze Macht den Wäldern des Gegners zeigen zu wollen, als verachte er den Feind, der es wagte, sich diesem seinem Elite-Heer entgegenzustellen. Die ältesten, bravsten Truppen des Kaiserreichs standen in der Schlacht. Die alte Garde mit den Ueberresten aus dem russischen Feldzuge, die junge Garde, welche voller Vereisterung es der alten Garde gleichzutun strebte, die Kaiserliche Kellermains und Mulhauers, deren Ansturm in hundert Schlachten die feindlichen Armeen gesprengt, und alle die Regimenter, deren zerrissene, zerhörsene Fahnen siegreich in hundert Schlachten — am Rhein, an der Donau, in Italien, in Rußland ja in der Wüste Ägyptens angesichts der tausendjährigen Pyramiden geweht hatten. — Die erhabenen größten, ruhigen

reinen Erinnerungen vereinte diese Armee, wie es kaum zweite in der Welt gab — und als der Kaiser auf seinem edlen arabischen Schimmel-Hengste, das Haupt bedeckt mit dem historischen kleinen, schwarzen Hute, die rechte Hand in die Brust seiner Uniform gesteckt, das Antlitz ruhig und still, wie aus Bronze gegossen, an der Front der Truppen vorüber sprengte, da erschallte donnernd aus tausend und aber tausend Reihen der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ daß es bis zu der englisch-deutschen Armee hinüberdrönte und in jedem Soldaten dort den Gedanken erweckte: wenn diese Armee heute siegt, dann ist Europas Geschick auf lange Zeit — vielleicht auf immer entschieden und ruht in der Hand des französischen Imperators, des gewaltigen Meisters der Schlachten.

Regungslos hielt der englische Oberbefehlshaber auf seinem edlen, schlanen Pferde auf der Straße von Waterloo und blickte hinüber zu der Höhe von Mont St. Jean, über die die Truppen des Kaisers hinabquollen, überflutet von dem hellen Sonnenschein, der auf den tausenden und aber tausenden Bajonetten und Säbeln bligte und sich in den Rassen der Panzerreiter der Generale Kellermann und Mouton spiegelte. Auch sein Ohr traf der donnernde Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ und ein verächtliches Lächeln zeigte über sein hageres, aristokratisches Gesicht und in seinem großen, grauen Auge bligte es spöttisch auf. Der theatralische Ansporn des französischen Heeres, der theatralisch-prunkende, präherliche Aufmarsch, er imponierte ihm nicht, er ließ sein Blut nicht einen Moment schneller fließen, er verachtete ihn mit dem hochmütigen, trotigen Stolz des echten Engländer. Das war ihm, dem englischen Lord, dem Pair der drei vereinigten Königreiche dieser Korse? Ein Emporkömmling — ein Theaterheld.

Ein Adjutant sprengte herbei.

„Meldung vom linken Flügel — von der preussischen Armee ist noch nichts zu sehen.“

„Gut — so warten wir noch. Feldmarschall Blücher hat mir versprochen, rechtzeitig auf dem Schlachtfeld einzutreffen. Er wird kommen.“

„Und wenn er verhindert wird, Mylord?“ fragte ein an-

ausländischen Schwefelstein waren den Anstengungen nicht gewachsen und wurden wieder heimgeschickt. Unsere Ärzte haben an Ausdauer und Pflichtgefühl das Menschenmögliche geleistet, und ihnen ist es zu danken, daß von den bei uns eingelieferteten Verwundeten kaum vier Prozent gestorben sind, obgleich sehr viele fast hoffnungslos Fälle dabei waren und die sanitären Einrichtungen nicht dem entsprachen, was man von einem kriegsführenden Staat verlangen muß; denn Tausende hätten gerettet werden können, wenn eben dieses „Wenn“ nicht gewesen wäre. Allerdings war man auf ein so gewaltiges Schlachten nicht im entferntesten gefaßt, und doch hätte manches anders sein können. Unsere armen Verwundeten, die hier in Belgrad untergebracht waren, hatten ihre Hauptleiden bereits hinter sich, denn die Qualen auf den Verbandspätzen und der Transport in die Spitäler waren das Schlimmste. Was die Verwundeten da durchmachen mußten, war unbeschreiblich, und noch jetzt sprechen viele mit Grausen davon. Ein junger Offizier erzählte mir, daß er mit neun Verwundeten in einem Abteil des Belgrader Zuges eingesperrt gewesen sei, in dem nur Platz für höchstens sechs Mann war, und daß bei der Ankunft in Belgrad drei von ihnen an Verblutungen gestorben gewesen seien. Das Stroh, worauf sie gelegen hätten, sei direkt naß von Regen gewesen, und während acht Stunden hat er immer in die gebrochenen Augen seines halb auf ihm liegenden Nebenmannes sehen müssen, bis dann endlich die Erlösung kam. Doch die schweren Verwundungen und Härten des Krieges lassen sich jetzt leichter tragen, nun der Sieg errungen und ein so vorteilhafter Frieden geschlossen wurde. Es ist erstaunlich, wie schnell, selbst die schwersten Wunden heilen. Daran ist nicht zum mindesten die enorme Durchschlagskraft der modernen Geschosse schuld, die lange nicht so schwerwiegende Verwundungen hinterlassen, wie die in früheren Kriegen. Wir hatten Lungenschüsse, die, anfangs hoffnungslos, jetzt auf dem Wege glatter Heilung sind. Nur die Stichwunden mit dem Bajonett heilen schwer, weil durch den Stich mit dem mehr oder weniger schmutzigen Bajonett Fremdkörper in die Wunden kommen, die schwer entfernt werden können und Eiterung ansetzen. Entsetzlich sind auch die durch Sprenggeschosse verursachten Wunden, die meist mit lebenslänglicher Verkrüppelung enden. Die Opfer, die die beiden Kriege gekostet haben, sind schwer, sehr schwer, und doch geht eine herrliche Saat aus all dem Elend auf: die Vaterlandsliebe. Man sieht es an den Verwundeten, die ihre Leiden mit dem stolzen Bewußtsein tragen, zur Größe des Vaterlandes beigetragen und nicht umsonst gebüht haben. Auf besonderen Wunsch des Königs sollen alle die Verwundeten, die nur halbwegs können, bei den Einzugsfestlichkeiten, wenn auch nur als Zuschauer, dabei sein. Eine große Menge Wagen werde zur Verfügung gestellt werden, in denen die kranken Helden teilnehmen sollen. Kein Wunder, daß jeder jetzt sobald wie möglich gesund werden will.

Aus aller Welt.

Mord. Nach einem Wortwechsel erwürgte in New York ein Arbeiter Bengisch seine Geliebte, die 32-jährige Alara Adam aus Eifersucht. Der Mörder, der sich selbst der Polizei stellte, wurde verhaftet.

Attentat auf einen Rechtsanwalt. In Guben auf den Rechtsanwalt Dr. Mehl ein Mordattentat in seinem eigenen Büro verübt worden. Der Braumeister Karl Stoeck ließ sich durch Rechtsanwalt Mehl in einer Schadenersatzklage gegen eine Unfallversicherungs-Gesellschaft vertreten. Ueber den Ausgang dieses Prozesses ungehalten, stellte er den Rechtsanwalt zur Rede. Im Laufe der Auseinandersetzung zog Stoeck einen Revolver und gab drei Schüsse auf Dr. Mehl ab, von denen ein Schuß den Kopf, die beiden anderen Schüsse den Arm des Rechtsanwalts trafen. Der Rechtsanwalt stürzte zu Boden. Einen vierten Schuß gab der Braumeister gegen sich selbst ab und blieb auf der Stelle tot. Durch die Schüsse erschreckt, eilte der Bureauvorsteher in das Zimmer und fand die beiden blutüberströmten an der Tür liegen. Die Verletzungen des Rechtsanwaltes sind sehr bedenklich. Der Braumeister hinterläßt außer seiner Frau vier Kinder im Alter von drei bis zehn Jahren.

Attentat auf einen Zug. Die Lokomotive eines in voller Fahrt befindlichen Eisenbahnzuges der Strecke Halle-Berlin stieß in der Nähe von Trebbin auf ein Hindernis. Nachforschungen ergaben, daß eine

Eisenbahnwelle quer über die Schienen gelegt worden war, die bei dem Anprall der Lokomotive zur Seite geschleudert worden war. Von den Zugbeamten und den Passagieren ist niemand verletzt worden.

Strafaufruf gegen Luise von Koburg. Die Wiener Blätter melden, habe ein Ingenieur aus Hamburg und ein Jurist aus Berlin bei der Wienerneustädter Staatsanwaltschaft Strafanzeige gegen die Prinzessin Luise von Koburg und ihren Begleiter Matlach ge stellt und um deren Verhaftung ersucht. Die Anzeiger behaupten, daß sie durch die Prinzessin und Matlach um 5 Millionen Kronen geschädigt worden seien.

Gegen den Negerboxer. Gegen das Auftreten des bekannten Negerboxers Jack Johnson in einem Londoner Varietee erhebt die englische Presse Einspruch. Sie weist darauf hin, daß Johnson wegen Mädchenhandels verurteilt worden ist und fordert ein polizeiliches Verbot gegen sein Auftreten.

Kunst und Wissenschaft.

Interessante Ausgrabungen. Bei Ausgrabungen in Alfie Ste. Meine ist man auf christliche Grabdenkmäler aus der Merovingenzeit gestoßen. Sie lassen darauf schließen, daß sich dort eine der ersten Kirchen Frankreichs, wahrscheinlich die in den Schriften des 8. und 9. Jahrhunderts viel erwähnte „Basilique St. Meine“ befand. Alfie ist das schon von Caesar erwähnte Alesia. Die Ausgrabungen haben ergeben, daß drei Siedelungen, eine gallische, eine römische und eine aus dem Mittelalter stammende christlich-französische dort übereinanderliegen. Caesar spricht von dem römischen Alesia; die Ausgrabungen dagegen gehören der mittelalterlichen Siedelung an.

Vermischtes.

Die „Verlobungsflasche“. Eine recht romantisch veranlagte junge Dame scheint die amerikanische Miß Harriet King zu sein. Sie hat noch keinen Mann gefunden, möchte aber einen finden. Um sich das Suchen zu ersparen — auch schon in Anbetracht dessen, daß ein Bräutigam doch nur ein in der Lotterie gezogenes Los ist und die meisten Lose Nielen sind —, steckte die unternehmungslustige Maid gelegentlich einer Angelpartie in eine Flasche einen Zettel mit ihrer Adresse und der schriftlich niedergelegten Bitte, der Finder möge mit ihr in Briefwechsel treten zwecks späterer Heirat. Vermögen sei vorhanden. Das Geschick des Fräuleins wollte es, daß ein — Neger die Flasche fand, obendrein ein Mann im zarten Blütenalter von 73 Jahren, der bereits 12 Enkel hatte, aber bereit ist, Miß Harriet glücklich zu machen, wenn sie ihm das nötige Kleingeld schide, damit er in ihre Arme eilen könne. Was die romantische Maid darauf getan, wird leider nicht berichtet.

Ein nächtliches Abenteuer. Die römischen Zeitungen sind fast ausschließlich Abendblätter, sodaß ihre Redakteure von Abends 6 Uhr an über ihre Zeit nach Gurdanken verfügen können. Daraus möge der gütige Leser entnehmen, daß sie alleamt Nachbummier sind. Ein hübsches Abenteuer erlebten nun dieser Tage zwei dieser Nachbummier, als sie auf dem St. Peterplatz eine Wette austragen wollten, des Inhalts, man könne nicht 100 Meter weit mit verbundenen Augen laufen, ohne bedeutend von der Richtung abzuweichen. Sie machten also hundert Meter ab, wurden aber plötzlich von zwei Polizisten unterbrochen: „Nun aber mit zur Wache! Wo sind die Waffen?“ — „Waffen?“ — „echoten die beiden.“ — „Natürlich! Waffen! Degenen Sie nicht! Sie wollten hier ein Duell!“ Die beiden Journalisten lachten aus vollem Halse. Es half aber nichts, ihre Erzählung fand beim Wachtmeister, der das Protokoll aufnahm, nicht den geringsten Glauben. „Ihre Personalien, bitte?“ „Hektor Martoni, Redakteur der „Stampa!““ Die Polizisten verboten es sich energisch, daß man sie zum Festen halle. Doch als der andere sich „Dr. Vergamini, Chefredakteur des „Giornale d'Italia“ nannte, tauchte der Wachtmeister nur die Feder ein und setzte ein großes Kreuz unter das Protokoll. Dann entließ man die Herren unter tausend gestammelten Entschuldigungen.

Der hundertjährige Kaschmirschal. Bei den Denktagsfeiern dieses Jahres soll auch des Kaschmir gedacht werden, der genau vor 100 Jahren zum ersten Male auf den Schultern einer Frau von Bourrienne in den Tuilerien getragen wurde und schnell populär wurde, so populär, daß bei unsern Großmüttern der Kaschmirschal ein notwendiges Hochzeitsgeschenk wurde. Der Haupthandelsplatz dafür war Matarieff in Rußland

und der Verkauf der kostbaren Kaschmirschals war mit einer der merkwürdigsten Zeremonie verknüpft. Stundenlang mußte der Käufer vor dem indischen Händler händelnd, schreiend und schluchzend stehen, bis der Preis gemacht war. Dann ruhten sich beide von den Strapazen aus. Am höchsten im Preise standen die Schals, die schon im Hause eines indischen Radichahs oder Radahs oder sonst einer bedeutenden Persönlichkeit getragen worden waren. Wie bei den Teppichen wurde auch hier das Alter mit Gold aufgewogen; je schmutziger der Kaschmirschal war, desto wertvoller war er. — Mit der Zeit haben sich diese schmutzigen Schals und ihr eingebildeter Wert verloren; aber der Kaschmir ist auch in der heutigen Damentwelt noch beliebt, wenn er auch nicht — echt indisch ist. . . .

Die geschmackvollen Abarten des „Tango“. Man spricht so oft vom Tango. Die wenigsten wissen vermutlich, was Tango für ein Tanz ist. Angeblich soll er auch Buenos-Aires stammen, wo ihn die bessere Gesellschaft tanzt. Das ist mit der Einschränkung richtig, daß unter „besserer“ Gesellschaft die Rowdies des Verbrecherviertels und unter besseren Tanzsalons die widerlichsten Kaschemmen verstanden werden. Aber man weiß vermutlich nicht, daß es überhaupt keinen Modetanz Tango gibt, sondern eine ganze Anzahl von mehr oder minder häßlichen Tappelschritten, die sich Abarten des berühmten Tango benamen. Da ist also einmal der „Enob-Tango“, wie der Name bereits sagt, fürchterlich langweilig, kaum verwandt mit dem eigentlichen Tango, denn er ist durchaus korrekt und wirkt auf gesunde Naturen ebenso einschläfernd wie etwa das Hin- und Her einer Kinderwiege. Das Gegenteil davon ist der „Sport-Tango“; er ist lebhaft, entwickelt die vielfältigsten Figuren. Kraft gehört dazu, denn der Mann muß seine Tänzerin dabei ein gut Stück buchstäblich auf den Händen tragen, so wenig er im übrigen Leben dazu Lust zu verspüren vermag. Sehr anstrengend ist auch das „Tango-Ballett“. Dabei heißt es nicht nur, mit den Füßen und Beinen tanzen, auch die andern Gelenke sind strengstens vorgeschrieben, sogar die Verrenkungen der Gesichtsmuskeln. Kenner versichern, daß dieser Tanz besonders schwer zu lernen sei, wegen seiner erhöhten Mannigfaltigkeit. Noch etwas merkwürdiger ist der „mathematische Tango“, der mit dem Metronom jede Bewegung der Hände, Arme, Beine und Füße regelt. Wer ein mutiger Tangotänzer sein will, der muß dann seine Dame wieder tragen; wer weniger Athlet oder gar schon müde ist, der kann sich auch an die Dame anlehnen, ein bißchen tänzeln im Halbschlaf, die Beine verdrehen, jedoch nie, nie, nie fallen! Was aber der verliebte Tangotänzer ist, dem stehen alle Unmöglichkeiten offen. Die Hauptsache bleibt, daß er die Wildheit und Leidenschaftlichkeit seiner Gefühle in einem Wirrwarr von Tanzerei zeigt. Dann gibt es noch einen „Sträcker-Tango“, wobei es nur darauf ankommt, möglichst vom Distanz bis zum Kontrabass zu freichen und den Schluß des Reigens macht der „Wüstlings-Tango“; schon der Name sagt genügend. . . . Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit!

Vom Schminken. Man wird vielleicht versucht sein zu glauben, daß die Schminke eine Erfindung der Neuzeit ist. Dem ist aber nicht so. Die alten Völker schon kannten die Kunst, den Reizen der Natur etwas nachzuhelfen. Im Buch Job wird berichtet, daß sich die Töchter des schwergeprüften Mannes mit Spiegeln eine Schminke bereiteten. Von König Jehu lesen wir, daß er über die Königin Jezebel, die er mit geschminkten Augenwimpern an einem Fenster des Palastes stehen sah, dermaßen erzürnt war, daß er sie aus demselben Fenster hinabstürzen ließ, — eine etwas unheimliche, grausame Strafe, wie uns dünkt; denn schließlich galten schöne schwarze Augen bei allen morgenländischen Damen für einen besonderen Vorzug und da hätte der eifernde König wohl ein Auge zudrücken können, wenn seine Gattin sich die Augenwimpern mit der afrikanischen Schminke gefärbt hat. Aber nicht nur die semitischen Völker kannten die Schminke. Sie war auch den alten Griechen nicht unbekannt. Sogar Hesiod und Homer wissen uns davon zu erzählen. Ja, selbst die alten Deutschen schätzten kosmetische Mittel. Sie hatten besonders die rote Farbe der Haare gerne und, um diese zu erhalten, eine so vorzügliche, bei Männern und bei Frauen in gleichem Maße gebrauchte Pomade erfunden, daß man deren Vorzüge auch im luxuriösen Rom zu schätzen wußte, wie das Beispiel Kaiser Caracallas lehrt, der seine eigenen Haare ebenfalls mit der germanischen Pomade in dunkles Rot tauchte.

herer General. „Sollten wir den Stoß der französischen Armee ganz allein aushalten? Wäre es nicht besser, einer Schlacht auszuweichen?“ Wellington maß ihn mit erstauntem Blick. „Seit wann weichen Engländer einer Gefahr aus, Sir?“ fragte er ruhig. „Wir werden fechten, bis die Preußen kommen, oder uns hier unter den Geschossen der französischen Geschütze begraben lassen.“ „Euer Vorschlag haben mich nicht verstanden“, entschuldigte sich der General. „Ich hoffe es, Sir“, war die ruhige Erwiderung. „Die Zigarette sollen näher an die Arme heranrücken“, befahl er dann. „Sie werden bald genug zu tun haben.“ Adjutanten flogen zurück. Am Saume des Waldes von Waterloo nahmen die Zigarette und Feldambulanz ihre Stellung. Ein großes Feldblazett wird in dem Dorfe Waterloo selbst aufgeschlagen; hier ist auch die freiwillige Sanitätskolonne tätig, welche die Gräfin von Walsrode ausgerüstet hat. Aus den Gefechten der letzten Tage hat man die Verwundeten hierher gebracht: Engländer, Belgier, Preußen, Schweizer, Preußen. Die leichter Verwundeten wurden weiter nach Brüssel geschafft, die Schwerverwundeten hier verbunden und gepflegt.

Ein junger preussischer Jägeroffizier ruht todesbleich mit geschlossenen Augen auf dem karglichen Strohlager. Seine Brust leuchtet schwer, der Atem raselt und blutig gefärbter Schweiß tropft über die Lippen.

Gefine kniet an seinem Lager und hält von Zeit zu Zeit einen erfrischenden Trunk an seine Lippen. Doktor Brimmer ist toben fortgegangen; er hat die Kapseln gezückt. „Es geht mit dem Armeen zu Ende“, sagte er. „Das Geschick hat ihn die Zigarette zerissen.“

„Wasser“, ächzt der Verwundete. „Luft — Luft.“ Und mit konvulsischer Anstrengung zerreiht er das blutige Hemde, welches noch seine wundete Brust umhüllt.

Gefine sucht ihn zu beruhigen, läßt ihn trinken und mit blankem Blick sucht der junge Offizier auf das Lager zu.

Ein kleines Medaillonbild dessen goldenes Ketten zer-

rissen, ist zur Erde niedergefallen. Gefine hebt es auf und legt es dem Verwundeten in die Hand, die er ausstreckt.

„Meine Mutter“, flüsterte er. „Sehen Sie, meine Mutter.“

Er reicht ihr das Bildchen. Gefine erschrickt, die mildernsten Züge der Gräfin Walsrode blicken ihr entgegen.

„Sie sind Graf Walsrode?“

Der Verwundete nickt. „Meine Mutter — kommt ich sie noch einmal sehen.“

Gefines Herz zerreiht der furchtbarste Schmerz. Aber sie raßt sich empor und eilt zur Gräfin, die an einer anderen Stelle des Hospitals beschäftigt ist.

„Frau Gräfin“, kann vermag sie zu sprechen und die Gräfin blüht das junge Mädchen, das sich stets so fest und tapfer bewies, erstannt an — „Frau Gräfin — ein Verwundeter — ein Sterbender wünscht Sie zu sehen.“

„Ein Sterbender? — O, es sterben so viele hier? — Kennen Sie mich?“

„Ja, Frau Gräfin, ich bitte, kommen Sie.“

Kopfschüttelnd folgt ihr die Gräfin.

„Sagten Frau Gräfin nicht, daß ein Sohn der Frau Gräfin bei den preussischen Jägern stünde?“

„Ja — mein jüngster Sohn — was ist mit ihm?“

„Frau Gräfin — der Verwundete — der Sterbende —“

Gefine vermag nicht zu enden. Aufschluckend verhilft sie ihr Gesicht in die Hände.

Die Gräfin wird totenbleich. Sie wankt — dann greift sie mit der Hand nach dem Herzen — es ist als ob ein Schrei ihren Lippen entfliehen will — aber in furchtbarer stummer Qual steht sie da, die Lippen fest aufeinander gepreßt.

„Wo ist er?“ stößt sie endlich hervor und Gefine führt die Mutter zu dem sterbenden Sohn und ein Greubendur entringt sich den Lippen des Sohnes, die der Tod schon geküßt.

„Mutter — Du — Du hier —“

Er fragt nicht, wie es möglich, wie es gekommen, er ist nicht erstaunt, nur unendliche Freude durchzuckt sein brechen-

des Herzes, als die Mutter neben ihm niederkniet und ihn in ihre Arme nimmt. Das Haupt bettet er an dem treuen, tapferen Mutterherzen, o, so weich, so warm, Kinderträume ziehen durch seine Seele, die Augen schließen sich müde und matt, der Atem wird leiser und leiser. — „Mutter, wie stirbt es sich so süß“, flüstert er und der Mutter Mund küßt den letzten Hauch von seinen todesstarken Lippen.

Still liegt er in Mutterarmen, der jugendliche Held. Gefine ist auf die Knie gesunken und weint bitterlich. Nicht eigener Schmerz und Kummer haben ihren Augen Tränen erregt, aber das Gesicht der Gräfin erschüttert sie bis in die tiefste Tiefe ihres Herzens.

Und da dröhnt es dumpf donnernd herüber. Die Luft erzittert und die Erde erbebt. Aus hunderten von Feuerschlünden spricht der Gott der Schlachten und fordert neue Opfer an Blut und Leben.

Langsam erhebt sich die Gräfin von der Leiche ihres Sohnes. Ihr edles Gesicht ist wie im Schmerze versteinert, ihre großen blauen Augen nur schimmern feucht und um ihre feinen Lippen zuckt ein tiefes, unaussprechliches Weh.

„Es war mein letztes Kind“, flüsterte sie, „mein jüngster Sohn, ich habe dem Vaterlande kein Opfer mehr zu geben.“

Sie senkt das Haupt, schlaf hängen die gefalteten Hände nieder, um Jahre gealtert ist die Frau in dieser Stunde.

Und lauter und lauter brüllt der Dämon der Schlachten und erweckt die Gräfin aus ihrem schmerzlichen Sinnen. Sie atmet tief auf und richtet sich straff empor.

„Gott hat es gewollt“, spricht sie mit tiefer Stimme und sendet einen Blick zum Himmel empor, den Gefine nie, nie vergessen wird. „Gott hat es gewollt — nun komme, mein Kind, andere Pflichten harren unser.“

Mit stolz emporgerichtetem Haupte schreitet sie Gefine voraus zu den Schmerzenslagern der Söhne anderer Mütter. —

Und das furchtbarste Ringen aller napoleonischen Kriege begann. Ein Geschützfeuer, das rings um Meilen jemals die Erde erbeben ließ, überschüttete die Stellung der Engländer.

